

Diversifizierung, Reflexivität und Partizipation

Strategien gegen Ver-Anderung in der Forschung

Hella von Unger

1. Einleitung

Der vorliegende Beitrag ist Teil eines Sammelbandes, der sich mit der Frage beschäftigt, inwiefern im Anschluss an Said nicht nur davon ausgegangen werden muss, dass alles akademische Wissen über *kolonisierte* Gesellschaften imperialistisch geprägt ist (vgl. Siouti et al. in diesem Band)¹, sondern auch das akademische Wissen über Migrant*innen in (neo-)kolonialen Gesellschaften. Ein zentraler Mechanismus, der hierbei eine Rolle spielt, ist das Othering, also die gesellschaftliche Hervorbringung von »Migrations-Anderen« (bzw. »Migrationsanderen«; Mecheril et al. 2010), die auch durch Forschung geschieht. Sozialwissenschaftliche Forschung hat nicht unwesentlich zur gesellschaftlichen Konstruktion von Ausländer*innen und Migrant*innen als »Anderen«² beigetragen (vgl. Siouti et al. und Yildiz, beide in diesem Band). Dabei handelt es sich nicht unbedingt um bewusste Akte einer willentlichen Stereotypisierung, sondern um Prozesse, die oft mit »besten Intentionen« als wissenschaftlich angemessenes Vorgehen angesehen werden. Um die Jahrtausendwende hat die migrationssoziologische Forschung hierzulande dann deutlich an Differenziertheit gewonnen. Wenn sich Othering-Prozesse jedoch auch jenseits des Intentionalen vollziehen, bleibt die grundlegende Frage weiterhin aktuell: inwiefern tragen Forschende im Globalen Norden auch heute

1 »[A]lles akademische Wissen über kolonisierte Gesellschaften ist immer imperialistisch geprägt« (Said 1979: 11).

2 Im Folgenden schreibe ich »Andere« (im Sinne von durch Othering-Prozesse hervorgebrachte »Andere«) groß, ebenso wie rassifizierte Kategorien (wie Schwarz oder Weiß), um ihre soziale Konstruiertheit und machtpolitische Eingebundenheit zu markieren. Zur besseren Lesbarkeit lasse ich die Anführungszeichen weg.

noch willentlich oder unwillentlich zu Ver-Änderungs- und Exklusionsprozessen bei? Inwiefern sind unsere Forschungstätigkeiten und Veröffentlichungen in die Reproduktion gesellschaftlicher Machtstrukturen und Ungleichheiten verstrickt? Und wie ließe sich diesem Problem in methodisch-methodologischer und forschungspraktischer Hinsicht begegnen?

Ich gehe im Folgenden der Frage nach, wie Forschende dem Problem des nichtintendierten Othering praktisch etwas entgegensetzen können. Dabei stehen drei Strategien im Mittelpunkt: zum einen die *Diversifizierung* der epistemischen Standpunkte, von denen aus geforscht wird. Wird Literatur aus verschiedenen Teilen der Welt rezipiert und sind Forschungsteams divers zusammengesetzt, eröffnet dies andere Perspektiven auf Forschungsgegenstände, lässt andere Deutungen zu und führt damit zu anders situiertem Wissen. Zweitens impliziert das Konzept des Othering die Notwendigkeit, dass Forschende die eigene Positioniertheit und Verstrickung in Machtverhältnisse reflektieren. Da wohlmeinende Intentionen nicht davor schützen, marginalisierte Gruppen zu verändern und Ungleichheiten zu reproduzieren, ist es erforderlich, systematisch Reflexionsanlässe in den Forschungsprozess zu integrieren. Dies verlangt von Forschenden eine Praxis kritischer Selbstreflexivität. Drittens bieten partnerschaftliche Ansätze der Forschung eine Möglichkeit, Ver-Änderung zu konterkarieren. Vergleichsweise niedrigschwellig lassen sich Beratungsformen und Feedback-Schlaufen mit Schlüsselpersonen aus dem Forschungsfeld als heuristisches Korrektiv und interpretative Ressource nutzen (ähnlich wie dies in der Ethnografie praktiziert wird, aber auch in Form eines Projektbeirats). Etwas aufwendiger, aber umso wirksamer, sind Möglichkeiten partizipativer Forschung, mithilfe derer Partner*innen aus dem Feld gleichberechtigt an allen Phasen des Forschungsprozesses beteiligt werden, um auf diesem Weg Ver-Änderungsprozesse zu durchkreuzen. Keine dieser Strategien bietet freilich einen vollkommenen Schutz vor den Gefahren des Othering. Denn versteht man den Begriff – im Kern – als Kritik an Herrschaftsverhältnissen, dann verspricht nur ein Wandel dieser Herrschaftsverhältnisse einen wirklichen Ausweg aus Ver-Änderung.

2. Othering – wo liegt das Problem?

Othering ist ein Begriff, der vielfältig verwendet wird, um exkludierende Konstruktionsprozesse, die marginalisierte Andere hervorbringen, zu bezeichnen. Die Differenzdimensionen, entlang derer »Andersartigkeit« konstruiert wird, variieren. Traditionell stehen natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeiten und Rassifizierungen (Mecheril 2003, 2007) im Zentrum, die allerdings feministischen Ansätzen folgend intersektional mit anderen Differenzkategorien wie Geschlecht, Klasse, Kaste oder *dis/ability* verschränkt sind (Afeworki Abay et al. 2021; Castro Varela/Dhawan 2020). Othering oder Ver-Änderung bezeichnet eine wirkmächtige »Bezeichnungs- und Abgrenzungspraxis, durch die im gesellschaftlichen Diskurs ›der Andere« in Differenz zum Eigenen hervorgebracht wird« (Foroutan 2019: 130f.). Der Begriff wurde in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts im Rahmen postkolonialer Theorieentwicklung eingeführt: Autor*innen wie Gayatri C. Spivak, Edward W. Said, Homi K. Bhaba und andere dekonstruierten die Objektivitätsbehauptung westlichen Wissens und entlarvten dieses als eurozentristisch und kolonial geprägt (Castro Varela/Dhawan 2020). Westliche Perspektiven, auch wissenschaftliche, sind eben nicht neutral und objektiv, sondern grundlegend von dem Standort der Sprechenden und den historisch gewachsenen, kollektiven Interessen, Privilegien und Realitäten geformt.

Der Begriff »Othering« beschreibt also die gesellschaftliche Konstruktion von marginalisierten und benachteiligten Gruppen als Andere. Aber nicht jede Beschreibung einer Gruppe, der man selbst nicht angehört, stellt automatisch eine Form des Othering dar. Prozesse der Unterscheidung und Kategorisierung von »selbst« und »anderen« sind ein integraler Bestandteil menschlichen Handelns – sie sind Teil kognitiv-interpretativer Abläufe, mit denen wir komplexe soziale Wirklichkeiten ordnen, Dinge und Gruppen bezeichnen und eine Grundlage für unser Handeln in der Welt schaffen. Bei Prozessen des Othering handelt es sich um eine *spezifische* Form der Kategorisierung, die aus einer bestimmten Perspektive vorgenommen wird und im Kontext (neo-)kolonialer Machtverhältnisse eine legitimierende Funktion erfüllt: Die Konstruktion wird aus der privilegierten Position der überwiegend Weißen, westlichen Mehrheitsgesellschaft vorgenommen und beinhaltet Zuschreibungen an kolonisierte Gesellschaften und deren Nachfahren sowie weitere Gruppen als different, gefährlich und minderwertig. Othering re/produziert also Machtverhältnisse, Ungleichheiten und Exklusionen – und legitimiert diese. Die damit einhergehenden Differenzkonstruktionen zeich-

nen sich durch starke Vereinfachungen und Homogenisierungen sowie durch Zuschreibungen negativ besetzter Eigenschaften aus, die in vielen Fällen einer »Dämonisierung« der Anderen (Castro Varela/Mecheril 2016) gleichkommen.

»Spätestens seit der Kolonialzeit müssen insbesondere schwarze, muslimische und jüdische Bürger_innen wie auch Roma und Sinti als Repräsentant_innen des Dämonischen herhalten. Sie bringen, so der Glaube, das Verderben. Und jeder Fehltritt eines Einzelnen wird als Ausdruck des kollektiv Dämonischen interpretiert. Ein als muslimisch markierter Mann, der eine Frau vergewaltigt, ist dann nur Symptom für die Gewalttätigkeit aller ›muslimischen Männer‹.« (Castro Varela/Mecheril 2016: 10)

Die Metapher des Dämonischen ermöglicht es, auch affektive Komponenten dieser Imagination zu verstehen. Die Konstruktionen können allerdings auch positiv besetzte Aspekte beinhalten, wie im Fall von Exotisierungen, die Ausdruck von Begehren sind (Hall 2004). Oder im Fall von wohlmeinendem Paternalismus wie dem »benevolent othering« beispielsweise gegenüber Menschen mit psychischen Erkrankungen:

»[B]enevolent othering, like hostile forms of othering, involves simplistic and self-serving representations that gloss over the complexity and diversity of people's lives, constructing a self-affirming image of ›benevolent subjects‹ as superior and masterful (just as hostile forms of othering serve to justify colonialism).« (Grey 2016: 243)

Es wird also grundsätzlich nicht nur ein Bild des Anderen geschaffen, sondern auch immer ein Bild des »Selbst«, des kollektiven Selbst, des »Wir« – das als Normalitätsfolie fungiert und positiv besetzt ist. So hat Edward Said (1979) gezeigt, dass westliche Repräsentationen des »Orients« sowohl abwertende als auch exotisierende Zuschreibungen beinhalten, die Europa und den Westen jedoch grundsätzlich als zivilisierter und überlegen erscheinen lassen. Kien Nghi Ha und Kolleginnen (2007) weisen darauf hin, dass »Weiße ›Normalität‹« auch in deutschen Institutionen, politischen und sozioökonomischen Strukturen inklusive der Kultur- und Wissensproduktion verankert ist. Durch Prozesse der Rassifizierung, Kulturalisierung und Minorisierung werden einseitige Blick- und Sprechverhältnisse geschaffen: »Die Weiße Norm spricht, beurteilt und bleibt in diesem machtvollen Prozess unsichtbar; die ›Anderen‹ werden besprochen, analysiert und abgewertet und so zu vermeintlich stummen, geschichtslosen Objekten« (Ha et al. 2007: 10).

Othering bezeichnet also keine wertneutrale Form der Unterscheidung von »selbst« und »anderen«, sondern ein Unterdrückungsverhältnis. In den Begriff eingelassen ist die Kritik, die fundamentale Absage an dieses Unterdrückungsverhältnis. Ausgangspunkt der Kritik war die Beziehung zwischen Kolonialmächten und kolonisierten Gesellschaften, und diese kritische, postkoloniale Makro-Perspektive ist bis heute zentral, wenn wir den Begriff auf die Hervorbringung von Migrant*innen in zeitgenössischen Gesellschaften des Globalen Nordens beziehen: im Mittelpunkt steht die (Re-)Produktion ungleicher Machtbeziehungen vor dem Hintergrund historisch gewachsener, globaler Abhängigkeits- und Dominanzverhältnisse post-/kolonialer Prägung. Daher würde ich im Hinblick auf Weiterentwicklungen und Öffnungen des Begriffes da eine Grenze ziehen, wo diese kritische Perspektive auf größere strukturelle Ungleichheiten und die legitimierende Funktion der Gruppenbeschreibung verloren geht. Beispielsweise greift das Konzept des »inclusionary othering«, das von Maria Canales (2000) (in Abgrenzung zu »exclusionary othering«) entwickelt wurde, um die Benachteiligung von ethnischen Minderheiten in der Gesundheitsversorgung abzubauen, und das vor allem in den Gesundheitswissenschaften rezipiert wird (Tallarek et al. 2020), in diesem Sinne zu kurz (Akbulut/Razum 2021). Zwar ist es ohne Frage geboten, Wege der Inklusion und der Überwindung von Othering zu konzipieren. Aber den Othering-Begriff derart zu verwässern, dass er auf ein rein intersubjektives Kategorisierungsphänomen reduziert wird, das entweder inkludierende oder exkludierende Funktionen haben kann, je nach Intention der Akteure, lässt den kritischen Stachel und die strukturelle Ebene vermissen, die den postkolonialen theoretischen Ursprungskontext auszeichnet und den Begriff von anderen (beispielsweise sozialpsychologischen Konzepten wie Stereotypisierung) wesentlich unterscheidet.

Zusammenfassend bezeichnet der Begriff in dem hier vorliegenden Kontext ein kollektives Kategorisierungsphänomen, das aus privilegierter Sicht (sowohl willentlich als auch unwillentlich) Andersartigkeit zuschreibt, um Ungleichheit und Unterdrückung zu rechtfertigen. Für die betroffenen Gruppen erzeugt dies neben materiellen auch schwerwiegende diskursive Nachteile, wie Spivak (1988) in ihrer pointierten Frage »Can the subaltern speak?« auf den Punkt gebracht hat. Es führt zu erkenntnistheoretischer Ungerechtigkeit (»epistemic injustice«) und erkenntnistheoretischer Gewalt (»epistemic violence«) und damit zu einer Situation, in der Personen in ihrer Position als Wissende nicht gehört, diskriminiert und zum Schweigen gebracht wer-

den, weil sie zu einer entmachteten oder marginalisierten Gruppe gehören (Fricker 2007).

3. Othering in der Wissenschaft

Westliche Wissenschaften sind von den Prozessen der Ver-Änderung nicht ausgenommen. Im Gegenteil: westliche oder europäische Wissenschaften erfüllten eine zentrale Funktion bei der Bestimmung, Naturalisierung und Essenzialisierung von Differenzen. So beschreibt Gayatri C. Spivak (1985) westliche Wissenschaft als Machtinstrument kolonialer Herrschaft, das Differenzen legitimiert:

»The master is the subject of science or knowledge. [...] The manipulation of the pedagogy of this science is also in the ›interest‹ of creating what will come to be perceived as a ›natural‹ difference between the ›master‹ and the ›native‹ – a difference in human or racial material.« (Spivak 1985: 256)

Wissenschaft hat also nicht unwesentliche Beiträge zur Rechtfertigung von Unterdrückung geleistet, z. B. in Form von »Rassen«-Theorien, die Differenzen postulierten, biologisierten und für natürlich gegeben erklärten. Auch ethnische Kategorien, mit denen gesundheitswissenschaftliches Wissen über Migrant*innen in postkolonialen Zeiten generiert wird, bringen Othering-Effekte hervor (Scott/von Unger 2022; von Unger et al. 2019). Weiterhin sind die Strukturen der disziplinären Wissensorganisation kolonial geprägt. So exkludiert/e die Soziologie, die sich während der Kolonialzeit formierte und sich (im Unterschied zur Anthropologie und Ethnologie) nicht mit »fremden Welten«, sondern mit westlichen »modernen« Gesellschaften beschäftigte, dabei systematisch die nichtwestliche Welt (Randeria 1999). Die sich herausbildende disziplinäre Arbeitsteilung war eng mit den Machtpraktiken der Kolonialgeschichte und der Entwicklung von Nationalstaaten verknüpft (ebd.: 375). Auch das spezifische Feld der soziologischen und sozialwissenschaftlichen Migrationsforschung in westlichen Gesellschaften steht in der Kritik.

Im deutschsprachigen Raum haben viele Autor*innen seit den 1990er Jahren darauf hingewiesen, dass Forschung und Wissenschaft zur Konstruktion von Ausländer*innen und Migrant*innen als Anderen beigetragen haben. Dabei spielen sowohl Formen des Über-Sehens und Nicht-Beachtens als auch bestimmte Arten des Sehens, Sichtbarmachens und Kategorisierens eine Rolle (Hess 2015; Yildiz in diesem Band). So war deutschsprachige Forschung

zu Migration und Migrant*innen bis in die Nullerjahre ein stark vernachlässigtes Forschungsfeld, das sich inhaltlich vor allem durch unterkomplexe Begriffe und Konzeptualisierungen (z.B. in Form der Kategorie »Ausländer«) auszeichnete (Beck-Gernsheim 2007). Seitdem hat sich viel getan. Aber auch das Ausblenden von Komplexität und spezifischem sozioökonomischem Kontext, z.B. in der Konzeption von »Migrationshintergrund« als Variable seit den Nullerjahren, stellt eine folgenreiche Form des (partiellen) Übersehens dar (Bojadžijev/Karakayali 2007). Defizitorientierte Rahmungen sowie Normalitätserwartungen, die als Vorannahmen in die Forschung einfließen, z.B. an eine Normal-Biografie in der Biografieforschung (Dausien/Mecheril 2006), bringen Migrant*innen immer wieder als Andere, als Problem und als Abweichung von der Norm hervor.

Im 21. Jahrhundert hat die migrationssoziologische Forschung hierzu-lande allerdings deutlich an Dynamik, Differenziertheit und Reflexivität gewonnen (z.B. Amelina/Faist 2012; Müller/Zifonun 2010; Nieswand/Drotbohm 2014; Ruokonen-Engler/Siouti 2013; Sökefeld 2007). Insbesondere transnationale und kritische Migrationsforschung (Bojadžijev/Römhild 2014; Mecheril et al. 2013), postmigrantische Forschung (Foroutan 2019; Yildiz 2015 und in diesem Band) und Ansätze post- und dekolonialer Forschung (Boatcă 2021; Spies/Tuider in diesem Band) eröffnen neue Zugänge, die sich machtkritisch mit der Verwobenheit von wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Kategorisierungsphänomenen und Ausschlüssen auseinandersetzen. Es werden innovative Perspektiven auf den Forschungsgegenstand vorgeschlagen, differenziertere Begriffe und methodologische Überlegungen eingeführt und theoretische Weiterentwicklungen zentraler Konzepte vorgenommen. Im Anschluss daran wende ich mich im Folgenden praktischen Fragen des empirischen Forschens zu und führe drei Strategien aus, die sich als methodisch-methodologische Konsequenz aus dem Problem des Othering ziehen lassen.

4. Diversifizierung der Wissenschaft

Vor dem Hintergrund wissenssoziologischer und konstruktivistischer Annahmen ist von der Seins- und Standortgebundenheit des Wissens auszugehen (Mannheim 1952 [1928]). Auch der wissenschaftliche Erkenntnisprozess geht unausweichlich mit standort- und subjektgebundenen Konstruktionsleistungen einher, die mit der sozialen Lage der Forschenden verbunden sind: Wissenschaftler*innen sind akademisch und lebensweltlich sozialisiert, sie verfü-

gen über verschiedene Repertoires kollektiver Wissensbestände und definieren ihren Forschungs-»Gegenstand« aus einer bestimmten, auch institutionell geprägten Perspektive in einem bestimmten soziohistorischen Kontext. Dabei kommen sie nicht umhin, Gruppen zu bezeichnen, schaffen damit immer »andere« und teilweise (im Sinne des Othering) auch Andere und können den eigenen Standort nur eingeschränkt variieren. Welche Möglichkeiten bestehen nun, diese Einsichten empirisch fruchtbar zu machen?

Die post- und dekoloniale Kritik richtet unser Augenmerk verstärkt auf die Frage, wer forscht, wer spricht und wessen Perspektive nicht gehört und gesehen wird. Ein Manko bisheriger sozialwissenschaftlicher Forschung, auch im deutschsprachigen Raum, liegt in dem Umstand, dass ein Gros der Forschung aus privilegierter Perspektive (z.B. von Weißen, männlichen Akademikern mit deutscher Staatsangehörigkeit) durchgeführt wurde, ohne dass der privilegierte Standort, von dem aus geforscht wurde, dabei angemessen reflektiert und kritisch hinterfragt wurde. Auf die Notwendigkeit der Selbst-Reflexivität von Forschenden gehe ich im nächsten Abschnitt genauer ein. Hier möchte ich darauf hinweisen, dass eine Diversifizierung der Wissenschaft vonnöten ist, um verschiedene Standpunkte einzubeziehen und erkenntnistheoretisch bessere Voraussetzungen für gute Forschung zu schaffen.

Die mit Migrationsprozessen verbundene Diversifizierung der deutschen Bevölkerung birgt dabei auch die Chance für eine Diversifizierung der Wissenschaft. Wissenschaftler*innen, die hybride, multilokale oder ethnisch diverse Zugehörigkeiten haben, die über Migrationserfahrung verfügen und in der Forschung auf entsprechende Wissensbestände zurückgreifen können, bleiben möglicherweise nicht auf die gleiche Art in den »Selbstverständlichkeiten der Mehrheitskultur befangen« wie Weiße deutsche Wissenschaftler*innen ohne Migrationsbiografie (Beck-Gernsheim 2007: 212). Allerdings vollzieht sich die Diversifizierung der Wissenschaft bislang eher schleppend. Personen mit Migrationshintergrund sind in der Wissenschaft nach wie vor unterrepräsentiert und in ihren Karrierechancen (z.B. im Hinblick auf eine unbefristete Beschäftigung im Wissenschaftsbetrieb) benachteiligt (Löther 2012). Die oben skizzierte wissenschaftskritische Tradition der postkolonialen Kritik impliziert außerdem, angesichts andauernder neokolonialer Ungleichheitsverhältnisse verstärkt auch wissenschaftliche Stimmen aus dem Globalen Süden (der »Peripherie«; vgl. Randeria 1999) zur Kenntnis zu nehmen – und sowohl personell als auch inhaltlich in die Wissenschaftssysteme des Globalen Nordens zu inkludieren.

5. Kritische Selbst-/Reflexivität der Forschenden

Wie bereits angekündigt, stellt Reflexivität ein grundlegendes methodologisches Prinzip der empirischen Sozialforschung dar: Forschende sind angehalten, den Kontext der Forschungssituation, einschließlich ihrer eigenen Positionierungen und Subjektivität/en, angemessen zu berücksichtigen, ihre Rollen und Interaktionen im Feld zu reflektieren, um nach dem Einfluss ihrer (im Grunde unvermeidlichen) Beteiligung als Ko-Konstrukteur*innen der Daten und Ergebnisse der Forschung zu fragen. Allerdings gibt es eine Vielzahl unterschiedlicher Formen, Definitionen und Verfahren von Reflexivität. Die Ansätze unterscheiden sich in ihrem Verständnis davon, welche Aspekte relevant und wie zu berücksichtigen sind. Ansätze in der psychoanalytisch geprägten Tradition von George Devereux betonen beispielsweise die gelebte, leibliche Erfahrung und Subjektivität der Forschenden, die mittels Introspektion erschlossen wird, um die Übertragung und Gegenübertragungen im Forschungsprozess als Datum zu nutzen (Bereswill 2003; Breuer et al. 2019; Gemignani 2011). Ansätze, die auf interaktionistischen Theorien beruhen, analysieren Feldinteraktionen, um implizite Rahmungen der Situation sowie Interaktionsordnungen aufzudecken (Bereswill 2003; Welzer 1995). Reflektierte Subjektivität kann so zu einem produktiven »epistemische[n] Fenster« werden (Breuer et al. 2002, Abs. 4). Allerdings warnen manche vor einer »narzisstischen Reflexivität« (Bourdieu 1993), bei der die Subjektivität der forschenden Person zu sehr im Mittelpunkt steht und strukturelle Faktoren, insbesondere die akademische Ausbildung und der klassenbezogene Habitus, aus dem Blick geraten. Allen Unterschieden zum Trotz gibt es eine Gemeinsamkeit unter den Ansätzen: die Reflexivität der Forschenden wird als notwendiger Bestandteil des Forschungsprozesses angesehen, der zu analytischen Zwecken erforderlich ist. Meine eigenen Arbeiten weisen zudem darauf hin, dass Reflexivität auch in ethischer Hinsicht geboten ist, weil Forschung immer auch ein sozialer Prozess ist, der in die Lebenswelten, Diskurse und Systeme interveniert, die erforscht werden, und dabei reale Folgen zeitigt (von Unger 2021).

Othering durch Forschung ist sowohl aus analytischer als auch aus ethischer Sicht zu vermeiden. Reflexivität kann dabei helfen, indem nicht nur die untersuchten Gegenstände und die dabei verwendeten Kategorien, theoretischen Rahmungen und empirischen Methoden einer kritischen Prüfung unterzogen werden, sondern auch die Forschungsbeziehungen und die Prägungen und Positionierungen der Forschenden z.B. im Hinblick auf Privilegi-

en, Professionalität sowie relevante Zugehörigkeiten vis-à-vis zum jeweiligen Feld. Die kritische Perspektive richtet sich auch auf die Machteffekte der eigenen Erkenntnisproduktion:

»Migrationsforschung als Kritik [kann] sich nicht darauf beschränken, sozioökonomische, gesellschaftliche und politische Positionen, Diskurse und Praxen kritisch zu adressieren, ohne die Wissensbestände, die diese ermöglichen und stabilisieren, zu befragen. Das bedeutet auch: nicht ohne die eigene (institutionelle, disziplinäre, ökonomische und politische) Gebundenheit kritisch auszuweisen und die Machteffekte von Wissen (inklusive der eigenen Wissens-Produktion) zu reflektieren.« (Mecheril et al. 2013: 35)

Für die Positionierung der Forschenden im Forschungsfeld stellt sich beispielsweise die Frage, inwiefern Ähnlichkeiten und Unterschiede zu Teilnehmenden im Hinblick auf Lebenslagen, Erfahrungsräume, Identifikationen und Wissensbestände zum Tragen kommen. Werden Zusammenhänge erforscht, denen man selbst angehört bzw. zu denen eine Affinität besteht? Sowohl »Insider«- als auch »Outsider«-Positionierungen bringen in methodischer Hinsicht Vor- und Nachteile mit sich, was den Zugang zum Feld angeht, sowie die Möglichkeiten, Daten zu erheben und zu deuten (Berger 2015). Dabei gibt es keine eindeutigen, fixen Outsider- und Insider-Positionierungen, denn soziale Zugehörigkeiten sind kontingent (Hirschauer 2014). Soziale Nähe, Zugehörigkeit und geteilte Erfahrungsräume sind prinzipiell auf verschiedenen Dimensionen angesiedelt. Welche Gemeinsamkeit und welche Differenz in der spezifischen Forschungssituation relevant ist, hängt nicht nur von den Forschenden selbst ab, sondern auch von den Erwartungen, die an sie gerichtet werden, und den Zuschreibungen, die ihnen widerfahren. Vor diesem Hintergrund ist eine einfache Insider-/Outsider-Dichotomie unterkomplex (Naples 2003). Forschende sollten eine statische kategoriale Sicht auf ihre Untersuchungsteilnehmer*innen vermeiden, auch Magdalena Nowicka und Louise Ryan (2015): Abseits der vermeintlichen Gemeinsamkeiten, die beispielsweise mit einem Insider-Status einhergehen, sei es vielversprechender, die Unsicherheit zum Ausgangspunkt jeder Forschung zu machen, um vorschnelle und kontraproduktive Ethnisierungen und gruppenbezogene Kategorien zu überwinden und neue methodologische Möglichkeiten der Begegnung mit den Forschungsteilnehmer*innen zu suchen (ebd.). Aus der Gemeinsamkeit einer Migrationserfahrung folgt nicht automatisch eine offene und empathische Forschungsbeziehung, es kann auch innerhalb z.B. ethnischer oder migrantischer Zugehörigkeiten zu relevanten Differenzen

(z.B. entlang von Alter, Geschlecht, Klasse/Schicht, Sexualität, Religion, politischen Überzeugungen etc.) zwischen den Forschenden und Teilnehmenden kommen (Islam 2000; Pérez-Naranjo 2014). Allerdings zeigt der Beitrag von Irini Siouti in diesem Band, dass die von Teilnehmenden wahrgenommene (und zugeschriebene) Identität der Forschenden durchaus eine Rolle spielt für die Bereitschaft, an Forschung teilzunehmen, und die Hoffnung (bzw. das Vertrauen), die Daten in guten Händen zu wissen (basierend auf der Annahme, dass migrantische Forscher*innen die Daten nicht zum erneuten Othering missbrauchen werden).

Zusammenfassend ist deutlich geworden, dass Forschung immer aus einer bestimmten, sozial verorteten und körperlich gebundenen Perspektive betrieben wird (Haraway 1988). Insider- und Outsider-Positionalisierungen sind das Ergebnis komplexer situativer Aushandlungen, die vom Auftreten und Handeln und von diesbezüglichen Selbstpositionierungen der Forschenden ebenso abhängen wie von Fremdzuschreibungen durch Akteure im Feld. Sie ergeben sich nicht monokausal aus einer einzelnen Variable wie Herkunftsland oder Ethnizität. Nichtsdestotrotz können soziale Nähe, Affinitäten in der Erfahrungswelt (z.B. Diskriminierungen auf Basis von Hautfarbe, Geschlecht oder einem anderen Merkmal), eine gemeinsame Sprache und ähnliche Prägungen durch Sozialisation, Bildung und Lebenslage Forschungs- und Verstehensprozesse fundamental positiv beeinflussen. Andersherum können soziale Distanz und ungleiche Machtverhältnisse in Forschungsbeziehungen Othering-Prozessen Vorschub leisten. Dieses Problem hat Michele Fine schon 1994 für die qualitative Forschung beschrieben: »Much of qualitative research has reproduced, if contradiction-filled, a colonizing discourse of the ›Other‹.« (Fine 1994: 70) Sie schlägt mit der Metapher des Bindestriches vor, dass Forschende die multiplen Beziehungen reflektieren und bearbeiten, die sie mit jenen verbinden – und von jenen trennen –, über die sie forschen und schreiben.

»By working the hyphen I mean to suggest that researchers probe how we are in relation with the contexts we study and with our informants, understanding that we are all multiple in those relations. I mean to invite researchers to see how these ›relations between‹ get us ›better‹ data, limit what we feel free to say, expand our minds and constrict our mouths, [...] make us quick to interpret and hesitant to write. Working the hyphen means creating occasions for researchers and informants to discuss what is, and is not ›happening between‹ within the negotiated relations of whose story is

being told, why, to whom, with what interpretation, and whose story is being shadowed, why, for whom and with what consequence.« (Fine 1994: 72)

Forschungspraktisch bedeutet dies, in Feldnotizen und Memos, in Gesprächen mit Peers und Betreuenden sowie Betreuten, in Interpretationsgruppen und Forschungswerkstätten anhand von Material und Textentwürfen zu reflektieren, wessen Geschichte erzählt wird, warum, wem, mit welcher Interpretation, und wessen Geschichte in den Hintergrund rückt oder ganz ausgelassen wird, warum, für wen und mit welcher Konsequenz. Fine schlägt vor, auch die Teilnehmenden in diese Reflexionen einzubeziehen, was mich zum nächsten und letzten Punkt führt.

6. Partnerschaftlich und partizipativ forschen

Die Zusammenarbeit mit Schlüsselpersonen im Feld ist eine etablierte Praxis der Ethnografie, die sich sowohl auf den Zugang zum Feld und die Datenerhebung als auch die Deutung der Daten vorteilhaft auswirkt. Allerdings bleibt die finale Schreibearbeit und Dissemination der Ergebnisse in der Regel in der Verantwortlichkeit der akademisch Forschenden, was durchaus zu Verwerfungen führen kann, beispielsweise wenn Teilnehmende sich missverstanden, falsch oder unvorteilhaft dargestellt oder gar vorgeführt fühlen (Ellis 2007). Grundsätzlich hat ethnografische und im weiteren Sinne qualitative Sozialforschung den Anspruch, soziale Wirklichkeiten aus der (emischen) Innen-Perspektive der Teilnehmer*innen zu verstehen, aber in der Analyse und Interpretation über das von den Personen explizit Gesagte hinauszugehen und eigene Deutungen und Theoretisierungen zu entwickeln. Dies kann im hier interessierenden Kontext problematisch werden und Konfliktpotenzial bergen, nämlich wenn Teilnehmende durch die Deutungen und Darstellungen der Wissenschaftler*innen verändert werden. Da Ver-Änderungen nicht an intentionale Akte der Misrepräsentation gebunden sind, sondern auch »wider Willen« (Weiß 2013) stattfinden können, kann der Dialog mit den Teilnehmenden oder zumindest einzelnen Schlüsselpersonen auch in den Phasen der Veröffentlichung überaus hilfreich sein, um missverständliche, diskreditierende und unterkomplexe Darstellungen zu identifizieren und alternative Darstellungsformen zu entwickeln.

Forschende sind nicht in derselben Weise im Feld verortet wie die Teilnehmer*innen. Zum Beispiel sind Forschende in einer qualitativen Organi-

sationsstudie nicht in gleicher Weise für die untersuchte Organisation verantwortlich und in sie involviert wie die Mitglieder dieser Organisation. Kämpfe um Vielfalt und Rassismus in der Organisation sind nicht genuin die Kämpfe der Forschenden – auch wenn sie (absichtlich oder unabsichtlich) durch ihre Forschungsaktivitäten und Veröffentlichungen zu diesen Kämpfen beitragen können (von Unger 2021). Ihre Positionierung ist jedoch eine andere: Auch wenn sie eng mit der Organisation zusammenarbeiten und im Rahmen einer teilnehmenden Beobachtung für eine gewisse Zeit in das Feld eintauchen, haben sie mittel- und langfristig nicht die gleichen Interessen und Verantwortlichkeiten wie die Mitglieder. An einem bestimmten Punkt verlassen sie das Feld und werden wieder zu Außenseiter*innen – sie sind möglicherweise weiterhin Teil des weiteren, organisatorischen Feldes, aber keine Mitglieder der Organisation. Stattdessen sind sie Mitglieder von akademischen Institutionen und müssen die Erwartungen dieses Feldes erfüllen (z.B. im Hinblick auf Darstellung, Interpretation, Theoretisierung und Publikation). An dieser Schnittstelle wird Otherring auch durch wissenschaftliche Konventionen und Sachzwänge perpetuiert.

Qualitative Forschung kann zwar auf eine bereits länger währende Tradition der Auseinandersetzung mit Fragen der Macht und Repräsentation zurückgreifen, u.a. im Rahmen der Writing-Culture-Debatte der Ethnografie und Anthropologie, ebenso in den Debatten, die von feministischen, postkolonialen und indigenen Theoretiker*innen geführt wurden und werden. Ich würde jedoch argumentieren, dass die Brisanz von Repräsentationen noch nie so groß war wie heute im Zeitalter des Internets, in dem Forschende, Teilnehmer*innen und Dritte digital miteinander verbunden sind (von Unger 2021). Organisationen haben Websites, auf denen oft die Namen der Mitarbeitenden und des Managements aufgeführt sind. In ähnlicher Weise lassen sich Angaben zu Wissenschaftler*innen und ihren Forschungsprojekten leicht suchen und finden. Open-Access-Publikationen, Online-Portale, Druck von Geldgebern usw. machen projektbezogene Informationen, Präsentationen und Veröffentlichungen von Forschenden einer breiten Öffentlichkeit zugänglich. Wenn Forschende durch ihre Analysen die Grenzen des Sagbaren erweitern und in Worte fassen, was bisher ungesagt blieb oder verschwiegen wurde, kann dies reale Folgen haben. Forschende müssen bedenken, welchen Schaden sie durch ihre Darstellungen bei den Teilnehmenden und Organisationen anrichten können. An diesem Punkt kann der Dialog mit Teilnehmenden und Schlüsselpersonen (oder auch Projekt-Beiräten) eine hilfreiche und notwendige Korrektur sein, um darauf zu achten, dass Ergebnis-

Darstellungen nicht Stereotype reproduzieren und benachteiligten Gruppen weiter zum Nachteil gereichen.

Solche Formen der Beratung und Rücksprache berauben die Forschenden nicht der Möglichkeit, eigene und kritische Lesarten zu entwickeln, die sich von denen der Teilnehmenden unterscheiden. Sie kommen keiner Zensur gleich, sondern dienen der Sensibilisierung für die politischen Deutungs- (und teilweise auch Überlebens-)Kämpfe des Feldes und sorgen dafür, dass die Ergebnisse nachvollziehbar und respektvoll formuliert sind und die Form und Inhalte der Darstellungen nicht verletzende »Dyspräsentationen« (Straub 2014: 88) reproduzieren, die insbesondere migrantisch markierte und andere minorisierte Gruppen im gesellschaftlichen Alltag erleben.

In meiner eigenen Forschungspraxis haben solche Feedback-Schleifen mich schon mehrfach davor bewahrt, Teilnehmenden oder Gruppen ungewollt zu schaden. In diesen Fällen waren meine Darstellungen an bestimmten Punkten nicht differenziert genug oder unausgewogen. Ich wurde auf unvollständige Informationen, vorschnelle Schlüsse, implizite Vorannahmen und missverständliche Ausdrucksweisen aufmerksam gemacht – Hinweise, die allesamt zu einer besseren Qualität der Analyse und Ergebnisdarstellung geführt haben. In einzelnen Fällen waren Teilnehmer*innen auch nach Überarbeitungen weiterhin unzufrieden mit der Darstellung der Sachverhalte und meiner Interpretation ihrer Daten. Wenn es in diesen Fällen nicht möglich war, zu einer Übereinkunft zu kommen, habe ich mich gegen eine Publikation bzw. gegen eine Aufnahme ihrer Daten in die Publikation entschieden.³ Mein Anspruch als Forscherin ist, dass die Teilnehmenden mit meiner Version ihrer Geschichte leben können müssen. In den Fällen, wo keine Einigung möglich war und ich von einer Publikation absehen musste, habe ich es rückblickend nicht bereut. Oft konnte ich zu einem späteren Zeitpunkt die Kritik an der Darstellung durchaus nachvollziehen. Daher würde ich den Aufwand der Rücksprache und die Enttäuschung über Kritik an der eigenen Arbeit immer gegenüber der Alternative, ungewollt Otherting zu reproduzieren und ein Feld zurückzulassen, in dem sich Teilnehmende ausgebeutet, missverstanden und verraten fühlen, bevorzugen. Zwar ist auch kritische Forschung nie vor Kritik gefeit und selten kann man es allen Akteur*innen im Feld gleichermaßen recht machen (vgl. Islam 2000 für eine rassismuskritische Forschung in

3 Forschungsteilnehmende haben übrigens laut geltender EU-Datenschutzgrundverordnung (DSGVO) auch ganz formal das Recht, ihre Einwilligung zur Verwendung ihrer Daten jederzeit zurückzuziehen.

einer selbst von Rassismus betroffenen Community), aber in der Forschung mit marginalisierten Gruppen sind Forschende gut beraten, sich auf den Dialog einzulassen.

Eine weitere Möglichkeit, nicht erst im Verlauf oder kurz vor der Publikation, sondern bereits von Beginn an Ver-Änderungsprozesse zu durchkreuzen, bietet die partizipative Forschung (Brensell/Lutz-Kluge 2020; Martinez-Vargas 2022; von Unger 2014, 2018). Durch eine gleichberechtigte Zusammenarbeit von Wissenschaftler*innen und Partner*innen aus den Lebenswelten können solche Themen aufgegriffen und Forschungsfragen auf eine Art und Weise formuliert werden, die für die Partner*innen relevant sind – und die statt einer defizitorientierten eine ressourcenorientierte Perspektive auf die marginalisierten Gruppen und Communitys einnimmt. Es gibt eine Vielzahl von Ansätzen der partizipativen Forschung, die unterschiedliche Schwerpunkte setzen und verschiedene Begrifflichkeiten der Selbstbezeichnung verwenden (z.B. Varianten von Action Research wie Participatory Action Research und Critical Participatory Action Research, Community-basierte partizipative Forschung und viele mehr). Zwar ist auch diese Form der kollaborativen und emanzipatorischen Forschung nicht davor gefeit, Ungleichheiten inklusive Rassismus zu reproduzieren (Muhammad et al. 2018), aber die systematische Verschränkung von wissenschaftlichen und lebensweltlichen Perspektiven, die kritische Sicht auf Ungleichheit, die Orientierung an Gerechtigkeitsidealen, Menschenrechten und anderen Werten, die Aufforderung zur (Selbst-)Reflexivität in der Zusammenarbeit und die Form der Beteiligung der Partner*innen mit Entscheidungsmacht schaffen gute Voraussetzungen, um Othering-Prozesse nicht unbemerkt zu reproduzieren.

Ein Beispiel: In einem partizipativen Projekt zu HIV-Prävention mit Migrant*innen war es etwa durch die Beteiligung von Community-Partner*innen möglich, die weit verbreitete Perspektive von Fachkräften, Migrant*innen seien »schwer erreichbar«, zu widerlegen (von Unger/Gangarova 2011; von Unger et al. 2013). Die Projektergebnisse zeigten deutlich, dass keine Gruppe per se schwer erreichbar ist – Erreichbarkeit ist ein relationales Phänomen, das von der sozialen Lage und Position der Akteure abhängt, es kommt also immer darauf an, wer für wen schwerer oder leichter erreichbar ist. Peer-Ansätze waren schon seit den 1980er Jahren in der HIV-Prävention üblich; mit dem partizipativen PaKoMi-Projekt wurde nun gezeigt, dass Zusammenarbeit und Beteiligungsformen auch mit Migrant*innen und deren Communitys möglich und erstrebenswert sind. Den Prämissen der partizipativen

Forschung entsprechend sind auch ganz praktische Ermächtigungsprozesse, Handlungsansätze und Community-Strukturen aus dem Projekt hervorgegangen, z.B. in Form eines bundesweiten Netzwerks von afrikanischen Fachkräften der HIV-Prävention (AGHNiD). Ein aktuelles partizipatives Projekt (EMPOW) untersucht Vulnerabilität und Empowerment in der Gesundheitsförderung mit Geflüchteten.⁴ Auch hier zeigen sich deutlich die Vorteile einer partizipativen Zusammenarbeit: Geflüchtete nutzen Forschungsmethoden, um ihre Situation und die gesellschaftlichen Bedingungen zu analysieren, die ihre Gesundheit gefährden (Namutebi et al. 2021). Auch praktische Lösungsansätze zur Gesundheitsförderung werden entwickelt (Mohammadi et al. 2021). Partizipative Forschung wird von vielfältigen Herausforderungen begleitet, u.a. im Zusammenhang mit den ungleichen Voraussetzungen für Partizipation zwischen den akademischen und lebensweltlichen Partner*innen und der Trägheit strukturell verankerter sozialer Ungleichheiten, die sich nicht im Rahmen einzelner Projektzeiträume ändern lassen. Nichtsdestotrotz eröffnen partizipative Methodologien fruchtbare Zugänge zu Erkenntnisgewinn unter Berücksichtigung der Perspektive unterdrückter Gruppen und benachteiligter Gemeinschaften und schaffen damit eine Möglichkeit, der Reproduktion von Ver-Änderungsprozessen wirksam etwas entgegenzusetzen.

7. Abschließende Zusammenfassung

In diesem Beitrag habe ich mein Verständnis von Othering dargelegt und methodisch-methodologische Strategien skizziert, um Othering in der empirischen Forschungspraxis zu durchkreuzen. Dazu zählen erstens die Diversifizierung von Wissenschaft und Forschungsteams, um epistemische Vorteile unterschiedlicher Standorte zu nutzen; zweitens die kritische Selbst-Reflexivität von Forschenden, um die jeweilige Standortgebundenheit zu analysieren, sich ggf. auch als Akteur*in des Othering wider Willen selbst auf die Schliche kommen zu können; und drittens verschiedene Formen der Zusammenarbeit und Beteiligung von nichtwissenschaftlichen Akteuren aus den erforschten Feldern und Gruppen an den Erkenntnisprozessen, z.B. durch

4 Vgl. <http://empow-projekt.de>; das Projekt wird von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) gefördert (UN 263/6-1). EMPOW ist ein Teilprojekt der Forschungsgruppe FOR 2928 »Refugee Migration to Germany: A Magnifying Glass for Broader Public Health Challenges« (PH-LENS).

Rücksprache und Feedback-Schlaufen sowie partizipative Forschung. Diese Strategien eröffnen Handlungsoptionen, bieten jedoch keinen vollständigen Schutz gegen Othering, denn strukturell verankerte Machtverhältnisse, die zu Ver-Änderungsprozessen führen, lassen sich auf der Ebene individuellen Forschungshandelns nur begrenzt konterkarieren.

Literatur

- Afeworki Abay, Robel/Schülle, Mirjam/Wechuli, Yvonne (2021): Decolonizing Disability. Eine postkoloniale Reflexion auf Behinderung für die deutschsprachige Fluchtmigrationsforschung unter Berücksichtigung der intersektionalen Lebensrealitäten, in: Joachim Schröder/Marc Thielen/Lena Narawitz/Niklas-Max Thönneßen/Miriam Bach (Hg.): *FluchtMigrations-Forschung im Widerstreit – Über Ausschlüsse durch Integration*. Münster, New York: Waxmann, 117-130.
- Abkulut, Nurçan/Razum, Oliver (2021): The Role of Inclusionary Othering in Public Health, in: *European Journal of Public Health* 31, Issue Supplement 3, <https://doi.org/10.1093/eurpub/ckab164.548.iii207> (abgerufen am 06.02.2022).
- Amelina, Anna/Faist, Thomas (2012): De-Naturalizing the National in Research Methodologies. Key Concepts of Transnational Studies in Migration, in: *Ethnic and Racial Studies* 35 (10), 1707-1724.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (2007): *Wir und die Anderen. Vom Blick der Deutschen auf Migranten und Minderheiten*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bereswill, Mechthild (2003): Die Subjektivität von Forscherinnen und Forschern als methodologische Herausforderung. Ein Vergleich zwischen interaktionstheoretischen und psychoanalytischen Zugängen, in: *Sozialer Sinn* 4 (3), 511-532.
- Berger, Roni (2015): »Now I see it, now I don't«. Researcher's Position and Reflexivity in Qualitative Research, in: *Qualitative Inquiry* 15 (2), 219-234.
- Boatcă, Manuela (2021): Counter-Mapping as Method. Locating and Relating the (Semi-)Peripheral Self, in: *Historical Social Research* 46 (2), 244-263.
- Bojadžijev, Manuela/Karakayalı, Serhat (2007): Autonomie der Migration. 10 Thesen zu einer Methode, in: *Transit Migration Forschungsgruppe (Hg.): Turbulente Ränder. Neue Perspektiven auf Migration an den Grenzen Europas*. Bielefeld: transcript, 203-209.

- Bojadžijev, Manuela/Römhild, Regina (2014): Was kommt nach dem »transnational turn«? Perspektiven für eine kritische Migrationsforschung, in: Labor Migration (Hg.): Vom Rand ins Zentrum. Perspektiven einer kritischen Migrationsforschung. Berlin: Panama Verlag, 10-24.
- Bourdieu, Pierre (1993): Narzißtische Reflexivität und wissenschaftliche Reflexivität, in: Eberhard Berg/Martin Fuchs (Hg.): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 365-374.
- Brensell, Ariane/Lutz-Kluge, Andrea (Hg.) (2020): Partizipative Forschung und Gender. Emanzipatorische Forschungsansätze weiterdenken. Opladen u.a.: Verlag Barbara Budrich.
- Breuer, Franz/Mruck, Katja/Roth, Wolff-Michael (2002): Subjectivity and Reflexivity. An Introduction, in: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research 3 (3), Art. 9, <https://doi.org/10.17169/fqs-3.3.822> (abgerufen am 08.02.2022).
- Breuer, Franz/Muckel, Petra/Dieris, Barbara (2019): Reflexive Grounded Theory: Eine Einführung in die Forschungspraxis. Wiesbaden: Springer VS (4. Auflage).
- Canales, Maria K. (2000): Othering. Toward an Understanding of Difference, in: ANS Advances in Nursing Science 22 (4), 16-31.
- Castro Varela, María do Mar/Mecheril, Paul (2016): Die Dämonisierung des Anderen. Einleitende Bemerkungen, in: María do Mar Castro Varela/Paul Mecheril (Hg.): Die Dämonisierung der Anderen. Rassismuskritik der Gegenwart. Bielefeld: transcript, 7-20.
- Castro Varela, María do Mar/Dhawan, Nikita (2020): Postkoloniale Theorie: Eine kritische Einführung. Bielefeld: transcript (3. Auflage).
- Dausien, Bettina/Mecheril, Paul (2006): Normalität und Biographie. Anmerkungen aus migrationswissenschaftlicher Sicht, in: Wolf-Dietrich Bukow/Markus Ottersbach/Elisabeth Tuidor/Erol Yildiz (Hg.): Biographische Konstruktionen im multikulturellen Bildungsprozess. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 155-175.
- Ellis, Carolyn (2007): Telling Secrets, Revealing Lives. Relational Ethics in Research with Intimate Others, in: Qualitative Inquiry 13 (1), 3-29.
- Fine, Michele (1994): Working the Hyphens. Reinventing Self and Other in Qualitative Research, in: Norman K. Denzin/Yvonna S. Lincoln (Hg.): Handbook of Qualitative Research. Thousand Oaks: Sage, 70-82.
- Foroutan, Naika (2019): Die postmigrantische Gesellschaft. Ein Versprechen der pluralen Demokratie. Bielefeld: transcript.

- Fricker, Miranda (2007): Epistemic Injustice. Power and the Ethics of Knowing. Oxford Scholarship Online, <https://doi.org/10.1093/acprof:oso/9780198237907.001.0001> (abgerufen am 06.02.2022).
- Gemignani, Marco (2011): Between Researcher and Researched. An Introduction to Countertransference in Qualitative Inquiry, in: *Qualitative Inquiry* 17 (8), 701-708.
- Grey, Flick (2016): Benevolent Othering. Speaking Positively About Mental Health Service Users, in: *Philosophy, Psychiatry & Psychology* 23 (3-4), 241-251.
- Ha, Kien Nghi/al-Samarai, Nicola Lauré/Mysorka, Sheila (2007): Einleitung, in: ders. (Hg.): *re/visionen. Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland*. Münster: Unrast, 9-23.
- Hall, Stuart (2004): Das Spektakel des »Anderen«, in: ders.: *Ideologie, Identität, Repräsentation*. Hamburg: Argument, 108-166.
- Haraway, Donna (1988): Situated Knowledges. The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective, in: *Feminist Studies* 14 (3), 575-599.
- Hess, Sabine (2015): Politiken der (Un-)Sichtbarmachung. Eine Kritik der Wissens- und Bilderproduktion zu Migration, in: Erol Yildiz/Marc Hill (Hg.): *Nach der Migration. Postmigrantische Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft*. Bielefeld: transcript, 49-64.
- Hirschauer, Stefan (2014): Un/doing Differences. Die Kontingenz sozialer Zugehörigkeiten, in: *Zeitschrift für Soziologie* 43 (3), 170-191.
- Islam, Naheed (2000): Research as an Act of Betrayal. Researching Race in an Asian Community in Los Angeles, in: France Winddance Twine/Jonathan Warren (Hg.): *Racing Research, Researching Race. Methodological Dilemmas in Critical Race Studies*. New York, London: New York University Press Classics, 35-66.
- Löther, Andrea (2012): Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit Migrationshintergrund, in: *Die Hochschule, Journal für Wissenschaft und Bildung* 21 (1), 36-54.
- Mannheim, Karl (1952 [1928]): The Problem of Generations, in: Paul Kecskemeti (Hg.): *Essays on the Sociology of Knowledge*. London: Routledge and Kegan Paul, 276-320.
- Martinez-Vargas, Carmen (2022): *Democratising Participatory Research. Pathways to Social Justice from the South*. Cambridge, UK: Open Book Publishers.

- Mecheril, Paul (2003): *Prekäre Verhältnisse. Über natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-)Zugehörigkeit*. Münster: Waxmann.
- Mecheril, Paul (2007): Besehen, beschrieben, besprochen. Die blasse Uneigentlichkeit rassifizierter Anderer, in: Kien Nghi Ha/Nicola Lauré al-Samarai/Sheila Mysorka (Hg.): *re/visionen. Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland*. Münster: Unrast, 219-228.
- Mecheril, Paul/Castro Varela, María do Mar/Dirim, Inci/Kalpaka, Annita/Melter, Claus (2010): *Migrationspädagogik*. Weinheim u.a.: Beltz.
- Mecheril, Paul/Thomas-Olalde, Oscar/Melter, Claus/Arens, Susanne/Romaner, Elisabeth (2013): *Migrationsforschung als Kritik? Erkundung eines epistemischen Anliegens in 57 Schritten*, in: dies. (Hg.): *Migrationsforschung als Kritik? Spielräume kritischer Migrationsforschung*. Wiesbaden: Springer VS, 7-55.
- Mohammadi, Maryam/Wächter-Raquet, Marcus/Odukoya, Dennis Q. (2021): *Health Promotion Through Digital Means. Refugee Women Using Video and Social Media in Times of COVID-19*, in: *European Journal of Public Health* 31, Suppl 3, <https://doi.org/10.1093/eurpub/ckab164.396> (abgerufen am 06.02.2022).
- Muhammad, Michael/Garzon, Catalina/Reyes, Angela/The West Oakland Environmental Indicators Project (2018): *Understanding Contemporary Racism, Power, and Privilege and Their Impacts on CBPR*, in: John Oetzel/Meredith Minkler (Hg.): *Community-Based Participatory Research for Health. Advancing Social and Health Equity*. San Francisco CA, USA: Jossey Bass Inc. Publishers, 47-59.
- Müller, Marion/Zifonun, Dariuš (2010): *Wissenssoziologische Perspektiven auf ethnische Differenzierung und Migration. Eine Einführung*, in: dies. (Hg.): *Ethnowissen. Soziologische Beiträge zu ethnischer Differenzierung und Migration*. Wiesbaden: VS Verlag, 9-33.
- Namutebi, Lydia/Nakyazze, Oliver Christine/Bamuwayira, Ahmed/Huber, Anna/Krasniqi, Shqipe (2021): *»Life in the Camps Makes You Sick.« Results of a Photovoice Project with Refugees in Munich, Germany*, in: *European Journal of Public Health* 31, Suppl 3, <https://doi.org/10.1093/eurpub/ckab164.395> (abgerufen am 06.02.2022).
- Naples, Nancy (2003): *The Insider/Outsider Debate. A Feminist Revisiting*, in: dies.: *Feminism and Method. Ethnography, Discourse Analysis and Activist Research*. New York, USA: Routledge, 49-66.

- Nieswand, Boris/Drotbohm, Heike (2014): Einleitung. Die reflexive Wende in der Migrationsforschung, in: dies. (Hg.): Kultur, Gesellschaft, Migration. Studien zur Migrations- und Integrationspolitik. Wiesbaden: Springer VS, 1-37.
- Nowicka, Magdalena/Louise, Ryan (2015): Beyond Insiders and Outsiders in Migration Research. Rejecting A Priori Commonalities. Introduction to the FQS Thematic Section on »Researcher, Migrant, Woman: Methodological Implications of Multiple Positionalities in Migration Studies«, in: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research 16 (2), Art. 18, <https://doi.org/10.17169/fqs-16.2.2342> (abgerufen am 30.03.2022).
- Pérez-Naranjo, Lena (2014): Forschungsbeziehungen im politisierten Kontext. Eine Studie zu kubanischer Migration, in: Hella von Unger/Petra Narimani/Rosaline M'Bayo (Hg.): Forschungsethik in der qualitativen Forschung. Reflexivität, Perspektiven, Positionen. Wiesbaden: Springer VS, 149-167.
- Randeria, Shalini (1999): Jenseits von Soziologie und soziokultureller Anthropologie. Zur Ortsbestimmung der nicht-westlichen Welt in einer zukünftigen Sozialtheorie, in: Soziale Welt 50 (4), 373-382.
- Ruokonen-Engler, Minna K./Siouti, Irini (2013): »Doing Biographical Reflexivity« as a Methodological Tool in Transnational Research Settings, in: Transnational Social Review – A Social Work Journal 3 (2), 247-261.
- Said, Edward W. (1979): Orientalism. New York: Vintage Books.
- Scott, Penelope/von Unger, Hella (2022): Discourses on Im/Migrants, Ethnic Minorities, and Infectious Disease. Fifty Years of Tuberculosis Reporting in the United Kingdom, in: History of the Human Sciences 35 (1), 189-215.
- Sökefeld, Martin (2007): Problematische Begriffe. »Ethnizität«, »Rasse«, »Kultur«, »Minderheiten«, in: Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): Ethnizität und Migration. Einführung in Wissenschaft und Arbeitsfelder. Berlin: Reimer Verlag, 31-50.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1985): The Rani of Sirmur. An Essay in Reading the Archives, in: History and Theory 24 (3), 247-272.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1988): Can the Subaltern Speak?, in: Cary Nelson/Lawrence Grossberg (Hg.): Marxism and the Interpretation of Culture. Urbana, Illinois: University of Illinois Press, 271-313.
- Straub, Jürgen (2014): Verletzungsverhältnisse. Erlebnisgründe, unbewusste Tradierungen und Gewalt in der sozialen Praxis, in: Zeitschrift für Pädagogik 60 (1), 74-95.

- Tallarek, Marie/Bozorgmehr, Kayvan/Spallek, Jacob (2020): Towards Inclusionary and Diversity-Sensitive Public Health. The Consequences of Exclusionary Othering in Public Health Using the Example of COVID-19 Management in German Reception Centres and Asylum Camps, in: *BMJ Global Health* 5 (12).
- von Unger, Hella (2014): *Partizipative Forschung. Einführung in die Forschungspraxis*. Wiesbaden: Springer VS.
- von Unger, Hella (2018): Partizipative Forschung, in: Hubert Knoblauch/Leila Akremi/Boris Traue/Nina Baur (Hg.): *Handbuch interpretativ forschen*. Weinheim: Beltz, 161-182.
- von Unger, Hella (2021): Ethical Reflexivity as Research Practice, in: *Historical Social Research* 46 (2), 186-204.
- von Unger, Hella/Gangarova, Tanja (2011): *PaKoMi Handbuch. HIV-Prävention für und mit Migrant/innen*. Berlin, https://www.wzb.eu/system/files/docs/ende/ph/dah-wzbpakomizohandbuch20kompletto_o.pdf (abgerufen am 02.03.2022).
- von Unger, Hella/Gangarova, Tanja/Ouedraogo, Omer/Flohr, Catherine/Spennemann, Nozomi/Wright, Michael T. (2013): Stärkung von Gemeinschaften. Partizipative Forschung zu HIV-Prävention mit Migrant/innen, in: *Prävention und Gesundheitsförderung* 8 (3), 171-180.
- von Unger, Hella/Scott, Penelope/Odukoya, Dennis (2019): Constructing Im/Migrants and Ethnic Minority Groups as ›Carriers of Disease‹. Power Effects of Categorization Practices in TB Health Reporting in the UK and Germany, in: *Ethnicities* 19 (3), 518-534.
- Welzer, Harald (1995): »Ist das ein Hörspiel?« Methodologische Anmerkungen zur interpretativen Sozialforschung, in: *Soziale Welt* 46 (2), 181-196.
- Weiß, Anja (2013): *Rassismus wider Willen. Ein anderer Blick auf die Strukturen sozialer Ungleichheit*. Wiesbaden: Springer VS (2. Auflage).
- Yildiz, Erol (2015): Postmigrantische Perspektiven: Aufbruch in eine neue Geschichtlichkeit, in: Erol Yildiz/Marc Hill (Hg.): *Nach der Migration. Postmigrantische Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft*. Bielefeld: transcript, 19-36.